

Liebe Leserinnen und Leser,

Der 50. IPA-Kongress fand in diesem Jahr in Buenos Aires statt, in einem Land, das berühmt ist für seine Bibliotheken und Universitäten, für Fußball, Tennis und den Tango und das in der Diktatur seinen großen Dichter Borges als Direktor der Nationalbibliothek entließ, um ihn unter der folgenden Regierung wieder einzusetzen. In einem Land auch der zehn bis zu dreißigtausend »Verschwundenen«, des bis heute wachgehaltenen Gedenkens an diese und der Suche nach ihnen, ohne dass eine Gerichtsbarkeit je wirklich gegriffen hätte. In einem Land auch, dessen Einwohner Borges als »Italiener« bezeichnen, »die Spanisch sprechen und gerne Engländer wären, die glauben, in Paris zu leben«. Und schließlich in einem Land, in dem womöglich aufgrund dieser vitalen und zerreißenen Vielfalt die Psychoanalyse lebendig war und ist und eine bedeutende Rolle spielt, weshalb die IPA vielleicht nicht zufällig das zweite Mal in Argentinien (erstmal 1991) getagt hat.

Heft 2/3 dieses Jahrgangs bringt, wie in den Jahren der IPA-Kongresse üblich, die Keynote papers oder einen Teil derselben, diesmal die drei Hauptvorträge zum Kongressthema »Intimität«. Die explizit offen gehaltene Fragestellung zu diesem mit der psychoanalytischen Theorie im Grunde nicht konvertiblen Begriff fragt nach der Entstehung der Intimität, ihrer Funktion für die Sexualität, ihrer Rolle in der psychoanalytischen Situation und nach ihrer laufenden Bedrohtheit dank der Wechselwirkung mit gesellschaftlichen und politischen Strukturen. Freud spricht von Intimität ein einziges Mal, und zwar in den *Ratschlägen an den Arzt* und sieht in der »intimen Einstellung des Arztes« (1912e, S. 387) nachgerade ein Hindernis für die Behandlung. Weder die Aufdeckung des Unbewussten noch die Deutung der Übertragung würden erleichtert durch »eine solche affektive Technik« (ebd.), die »die Gleichstellung« zwischen Arzt und Patient suggerieren soll. Nachträglich allerdings lässt sich an diesem Begriff der lange Weg nachzeichnen, den die Psychoanalyse in den 105 Jahren seither genommen hat. Für Freud ist die unabdingbare Asymmetrie der psychoanalytischen Situation nur durch die zurückgehaltene Intimität des Analytikers gewährleistet, der durch diesen Verzicht die potenzielle Intimität des Patienten in der Begegnung mit seinem Unbewussten schützt. Die Keynote papers sprechen hingegen von einer unabdingbaren, oft geradezu wechselseitigen Intimität, die die psychoanalytische Begegnung essenziell bestimmt und als immer mögliches Ereignis in der psychoanalytischen Situation emergiert und psychoanalytische Arbeit – als Transformation von Prä- und Protosymbolischem in Symbolisches – allererst ermöglicht. Der heutige Psychoanalytiker stelle demnach seine Intimität gleichsam als Resonanzraum zur Verfügung.

Nicht mehr die begrenzte Membran des Ohres, wie in Freuds Beispiel, fängt die Schallwellen des Anderen auf, um sie in unbewusste Schwingungen zu verwandeln, sondern der ganze Körper bzw. die ganze Seele des Analytikers wird zur Membran: In einem Hören mit allen Sinnen wird der Arzt, angeschlossen an den Seelenapparat des Anderen, zum transformierenden Doppelgänger.

Im südamerikanischen Beitrag von *Ruggero Levy: Intimität: Drama und Schönheit der Begegnung mit dem Anderen* wird die Intimität zur Matrix psychoanalytischer Arbeit: nur aus ihrem Boden können Prozesse der Transformation und Erkenntnis erwachsen. Sein Anliegen ist, zu zeigen, wie er mit dem Begriff der Intimität in seiner Praxis arbeitet. Intimität ist ihm zufolge eine grundlegende emotionale Erfahrung, die nur im Kontakt mit sich selbst *und* dem Anderen entsteht. Jede Begegnung entfessele, so zitiert er Bion, einen emotionalen Sturm, der bewältigt werden müsse, und das umso mehr, je mehr die Intimität ins Spiel komme. Das bedeutet, dieser potenziell überwältigende, affektgeladene, sensorische Sturm muss stets aufs Neue transformiert werden in Formen des Symbolischen, in Worte und Bilder, in eine gemeinsam geteilte Bedeutung. Dann erst besteht die Chance, dass aus dem emotionalen Sturm nicht eine Katastrophe, sondern eine intime emotionale Erfahrung wird, die lustvolle oder schmerzliche Nähe, aber auch Erkenntnis über sich selbst, über den Andern überhaupt erst ermöglicht. Damit wird Intimität zur notwendigen, wenn auch nicht hinreichenden Bedingung psychoanalytischer Wirksamkeit. Dieser Prozess, der stets bedroht ist durch die Angst vor Überwältigung, Fusion, Auslöschung, spielt sich ab zwischen den Polen autistischen Rückzugs einerseits und narzisstischer Megalomanie andererseits. In beiden Fällen würde die bedrohliche Präsenz des Anderen reduziert auf die Präsenz von Einem. Ein Ausweichen in Somatisieren und/oder Agieren ist dann eher die Regel als die Ausnahme, denn Intimität wird eben aus Angst vor der Intimität verfehlt. Intimität ist flüchtig, ist stets neu zu erarbeiten, so auch in der psychoanalytischen Situation, wo es darum geht, von einer als Arbeitsbündnis geschlossenen, vertraglich festgelegten Begegnung zu der im sicheren Setting geschützten Intimität der psychoanalytischen Begegnung zu kommen. Worte sind für den Autor in der psychoanalytischen Situation – geschützt durch das Abstinenzgebot – nach wie vor das wesentliche Vehikel für gelingende Transformation.

Die unheimliche Wirkung totalitärer Regime auf das intime Leben ist Thema des nordamerikanischen Beitrags von *Adrienne Harris: Intimität: Der Panzer im Schlafzimmer*. Der Titel verdankt sich einer Begebenheit aus dem Ungarn der Ostblockzeit: Auf dem Weg zurück zum Truppenübungsplatz schlittert ein russischer Panzer auf eisiger Straße in ein ungarisches Wohnhaus, landet im Schlafzimmer, wo die Frau des Hauses die Betten frisch bezieht. Der Hausherr kommentiert diese unheimliche Begegnung mit den Worten: »die Geschichte hat uns heimgesucht«. Der Panzer im Schlafzimmer wird von der Autorin als

Bild genommen für die immer bedrohte Intimität durch die intrusive Gewalt jener Mächte, die Intimität nicht zulassen können: die asoziale, Grenzen sprengende Sexualität im Innen, die politische Macht im Außen des Menschen. Im Außen und Innen geht es um Mächte, denen das verborgene Leben des Menschen per se suspekt ist und die im Innersten der sexuellen Intimität längst als Effekte des Gender-Diskurses Platz genommen haben und sich als Eindringen der Geschichte, der sozialen Regelsysteme, der staatlichen Herrschaft zeitigen und über die Generationen hinweg wirken. Der Primat des Anderen mithin, d.h. die Vorgängigkeit des Anderen vor der Subjektconstitution oder eben die Durchdringung des Intimsten durch das Äußerste, diese allgemeine Verführungstheorie von Laplanche versucht Harris dann durch die ethische Dimension eines Lévinas zu ergänzen, um einen Weg für die Vermittlung des scheinbar Unvereinbaren im Denken des Innen und Außen zu finden. Danach verführt der Erwachsene nicht nur durch das Rätsel seiner erwachsenen Sexualität, er trägt zugleich Verantwortung für die Situation seiner Verführung: das Antlitz des Anderen, das in die Pflicht nimmt, Schutz einfordert, sei stets in der grundlegenden, unhintergehbaren Differenz von Erwachsenem und Kind gegenwärtig. Scham als das intimste der Gefühle wird zum Indikator für die seelische Zone der Intimität, wird unter dieser Perspektive zum wichtigsten aller Gefühle. Damit allerdings löst sich die (narzisstische) Scham aus dem Spannungsverhältnis zur (ödipalen) Schuld, die sich so ins Außen der Mächte und Systeme verlagert. Wo Piera Aulagnier von der Gewalt der Interpretation spricht, die jedem Infans widerfährt, das den Deutungsoptionen der Erwachsenen, d.h. der Sprache ausgesetzt ist, da findet Harris mit Lévinas die ursprüngliche Gewalt, die dem »Antlitz« des Anderen und seiner »Stimme« angetan wird, in jeder Repräsentation, auch der schönsten, besten, wahrsten, am Werk, die als solche immer auch eine Bemächtigung ist und die vor allem auch in den Kunstwerken wirkt, die das Antlitz des Anderen in Darstellungen zwingen, nur dass die Kunst den Anspruch habe, diese Gewalt zugleich in besonderer Weise hör- und sichtbar zu machen. Aus solchen Werken extrahiert sie denn auch einen Blick auf die unzugängliche Intimität der Folter. Dem intimsten, persönlichen, schamgeschützten Setting stellt sie das intimste, politische, schamlose Setting der Folter gegenüber. Weil ihr Blick offen ist für die Geschichte der Identitäten, Sexualitäten, Intimitäten und für deren Werden und Vergehen, definiert Harris die Symptome als erstarrte Verleugnung von Geschichte und akzentuiert den psychoanalytischen Prozess als eine Rückverwandlung der Symptome in Geschichte – damit sehr treu dem Ansatz Freuds, dem es am Ende um eine Rekonstruktion der historischen Wahrheit geht. Die methodische Verknüpfung unterschiedlichster Theorien wird unter dem Begriff der nomadischen Theorie subsumiert, die mit dem Begriff des »queer« arbeitet: ein Gegen-den-Strich-Lesen und -Denken. Diese Herangehensweise, ohne vorab zu urteilen und offen für jeden neuen Blick-

punkt zu sein, lässt an Nietzsches Perspektivismus denken und verdankt sich einer intensiven Foucault-Rezeption. Merkwürdig nur, dass die infantile Sexualität, obwohl dank Laplanche im Ansatz präsent, dann doch nicht mehr gedacht wird: ist sie oder sind es deren unbewusste Phantasmen doch gerade, welche als stilles Wirken die Folter so umstandslos machbar machen und die erwachsene Verantwortung korrumpieren. Man könnte überlegen, ob die infantile Sexualität, Kondensat der persönlichen Erregungsgeschichte (vgl. Guignard, 2016) des Selbst mit seinen Objekten, aus der Perspektive der Gender Studies ins Soziale, also ins Außen abgewandert ist

Der europäische Beitrag von *Björn Salomonsson und Majlis Winberg Salomonsson: Wie wird Intimität verhindert und wie wird sie hergestellt: die Beobachtung eines Mädchens vom Säuglingsalter bis zur Kinderpsychotherapie* will zeigen, dass quantitative, langjährige Studien therapeutische Wirksamkeit belegen und psychoanalytisch relevante Daten sichtbar machen können. Für die Salomonssons ist die früheste Beziehung zwischen Säugling und Mutter die Urszene der Intimität. Anders als die Urszene des ödipalen Paradigmas, aus dem das Infans per definitionem ausgeschlossen und auf sein Phantasieren angewiesen ist, war es in dieser Urszene der Intimität einst dabei und sehnt sich deshalb ein Leben lang danach, versucht die verlorene Intimität wiederherzustellen. Die Intimität zu phantasieren, genügt eben nicht, sie muss erfahren worden sein, um später im Leben/in der psychoanalytischen Situation gelingen zu können. Die Salomonssons begreifen Intimität als eine Bewegung, als einen Tanz, nicht als einen Zustand, nicht als eine Fusion. Sie fragen, was geschieht, wenn der Tanz der Intimität zwischen Mutter und Baby zerhackt und unrhythmisch wird? Folgerichtig erscheint dann ihre Methode, Mutter und Kind von Geburt an in einer großangelegten Beobachtungsreihe zu studieren. In diesem Fall geht die Beobachtung dann in einen Therapiebericht über, als eines der beobachteten Kinder mit fünf Jahren für eineinhalb Jahre eine Therapie macht. »Furz und Kacke« waren einst das Phantasma der Mutter über die Lebensäußerungen des Embryos, erscheinen dann aber im entwertenden Selbstbild des Kindes wieder, das sich oder die Therapeutin so nennt.

Die Autoren führen dieses Verfehlen der ersten frühen Intimität auf eine transgenerationell bedingte Abwehrhaltung der Mutter zurück, die sich als postnatale Depression äußerte. Sie schlagen vor, diese nicht als Krankheit, sondern als eine existenzielle Krise zu betrachten. Denn nichts erschüttere den täglichen Waffenstillstand zwischen Trieb und Abwehr der Intimität eines Paares gewaltiger als die Ankunft eines Kindes.

Die folgenden Nicht-IPA-Papers beginnen mit einem Beitrag über die intime Wirkung der Sprache (vgl. Freud, 1900a, S. 567), nicht mehr der Beziehung. Ausgehend von Freuds Diktum, »aber das Wort war doch ursprünglich ein Zauber, ein magischer Akt, und es hat noch viel von seiner alten Kraft bewahrt«

(Freud, 1926e, S. 215), befragt *Annemarie Andina-Kernen: Vom Zauber der Worte. Zum Sprung vom Somatischen ins Psychische und zur Bedeutung von Metaphern* die Magie der Worte, die unsere Deutungen überhaupt erst wirksam werden lässt. Alles, was der Verschiebung und Verdichtung dient, also Metaphern und Metonymien, sei wirksam, weil es die Arbeitsweise von Primär- und Sekundärprozess kurzschließt, verlorene Zusammengehörigkeiten von Sach- und Wortvorstellungen herstellt oder deren fixierte Starre löst und die Isolierung zwischen Affekt- und Vorstellungsrepräsentanz überbrückt. All das vermag das sensorische Element der Worte aus der Ursprungssituation zu evozieren und mit aktueller Bedeutung zu versehen. Das heißt, dass Worte untereinander in Wechselwirkung treten, jenseits oder diesseits von Sinn und metaphorischer Vorgabe von Sinn und so unvorhergesehene Bewegung in erstarrte Prozesse bringen. Unterschiedliche Funktionsweisen des Psychischen geraten so in Wechselwirkung, oszillieren progredient und regredient zwischen Wahrnehmung und Denken. So verwandelt sich in einem der beiden von der Autorin beschriebenen Fälle unter dem Einfluss von Worten physische Erregung in psychische Vorstellungen. Die Metapher wird – sie beruft sich auf Blumenberg – als Moment der Entlastung, als Barriere gegen das sensorische Chaos gedacht, als eine Art Dichtungsring der Sprache zwischen dem Menschen und der Undurchdringlichkeit der Welt verstanden. Das Nicht-Metaphorische eines Zauberwortes, das Dinge wirklich werden lassen oder sie wie das Symptom in dem einen der beiden Fallbeispiele zum Verschwinden bringen kann, wäre hier vielleicht noch zu bedenken.

Silke Wöhrmann: »Gibt es für all das einen Container?« – Gedanken zur subjektiven Indikation bei einer schwer traumatisierten Patientin. Die Autorin denkt darüber nach, wie aus der Diagnose die Indikation entsteht und welcher psychischen Arbeit seitens der Analytikerin es bedarf, dass daraus dann tatsächlich eine Analyse wird. Im Spannungsfeld konträrer Überlegungen – bloß keine Analyse versus psychische Arbeit nur in der Hochfrequenz – erläutert die Autorin, wie sie »nachträglich« ihren Weg gefunden hat, obwohl sie das Risiko der analytischen Behandlung zunächst in einer Identifikation mit der Patientin »abgespalten« und den intervenierenden Interventionspartnern überlassen habe. Sie bringt den »Glauben« als Indikationskriterium ins Spiel: »ich glaube, dass ich mit dieser Patientin werde arbeiten können«. Die Erinnerung an Freuds »Katze im Sack«, der zufolge die Diagnostik nur nachträglich sein kann, und die Erwähnung, dass wir uns auf unsere Gefühle als Informationsquelle nicht verlassen können, was sonst oft in Fallberichten als letzter Rekurs auf eine letzte Sicherheit angeboten wird, kann man sich ins Stammbuch schreiben lassen. Doch der blinde Fleck in dieser Arbeit, wie in vielen gerade deutschen Fallgeschichten, ist der Umgang mit der Kassenleistung. Wie kommt es, dass die hier geschilderte, schwierigste analytische Arbeit in genau dem von der Kasse

vorgegebenen Zeitraum möglich ist? Die Frage, welche unausgesprochene Dramaturgie da am Werk ist und welche Übertragungsfunktion dabei der Kasse zukommt, und zwar für beide Protagonisten, bleibt offen.

Den ganz realen Kampf mit der Intimität veranschaulicht der Fallbericht von *Thomas Müller: Freud, Bion, Rosenfeld – Theorien der Psychose* über einen psychotischen Patienten, der mit Fahrradhelm und Visier zu seinen Sitzungen kommt. Was anfangs lediglich als momentaner Rückzug vom Analytiker hingenommen werden muss, verwandelt sich im Laufe der Behandlung in dynamische Szenen zwischen Patient und Analytiker. Die Handlungen »Visier rauf oder runter«, »Helm auf oder ab«, was in jedem Augenblick passieren kann, werden allmählich und nachträglich als Reaktionen oder Angebote auf Interventionen des Analytikers erfassbar und finden Worte. Der Autor verbindet seinen Bericht mit Überlegungen zu drei unterschiedlichen theoretischen Ansätzen: *Freud*: Besetzungsabzug und psychotische Identifizierungen münden in »objektlose«, primärnarzisstisch anmutende Zustände; *Bion*: ein seelischer Apparat nicht als Mittel, um zu denken, sondern um schlechte innere Objekte – nameless dread, Nicht-Existenz, Versagungen – auszuscheiden; *Rosenfeld*: psychotischer Prozess als defensiver Rückzug des libidinösen Selbst von der äußeren und der inneren Realität auf eine primärnarzisstisch anmutende, nirwanähnliche Position. In jedem dieser Psychosekonzepte kommt der Bedeutung, die den Vernichtungsängsten des Selbst/Ich beigemessen wird, ein zentraler Stellenwert zu. Die notwendige und unabdingbare – oft destruktive – Schutzbedürftigkeit angesichts solcher Ängste, die überhandnehmen, sobald eine ersehnte Objektbeziehung sich auch nur andeutet, wird beim Lesen unmittelbar erfahrbar.

Um den Zusammenhang von Melancholie, Psychosomatik und den psychischen Zusammenbruch geht es in der Grundsatzarbeit von *Jacques Press: Melancholie und Angst vor dem Zusammenbruch*¹. Press sieht in der Angst vor dem Zusammenbruch das zentrale Agens, das *im Sinne Winnicotts* eine Abwehrformation in Gang gesetzt hat, die die Begegnung mit dem bereits stattgefundenen, jedoch nie erlebten Zusammenbruch verhindert. Gut gelungene Analysen, die anscheinend nicht enden können, sind oft Anzeichen für die von Analytiker und Analysand getragene Vermeidung dessen, was tödlich ängstigt, zugleich aber ersehnt wird, als Hoffnung auf eine im einstigen Zusammenbruch verlorene Lebendigkeit. Dank langjähriger Erfahrung kommt Press zu der Überzeugung eines Zusammenhangs unterschiedlicher Symptomatiken. Arbeitet man in der Nähe der Angst vor dem Zusammenbruch, so kommt es, sobald sich die Abwehr lockert, während also die Angst vor dem Zusammenbruch nachlässt bzw. sich steigert, nicht etwa zu einem aktuellen Zusammenbruch, sondern zu

1 Eine erweiterte Fassung dieser Arbeit ist im *Jahrbuch der Psychoanalyse 75 (2017): Leib und Seele* erschienen. Eine erste Übersetzung des Textes von Winnicott, *Psychology of Madness*, auf den sich Press bezieht, wird 2018 in der *Psyche* erscheinen.

einer Symptomverschiebung: Einerseits treten psychosomatische Bilder auf, andererseits gibt es melancholische Anfälle. In beidem sieht Press einen Heilungsansatz insofern, als aus der Objektlosigkeit des einstigen Zusammenbruchs (das Objekt ist nicht verloren, es war nie soweit da, dass sich eine Integration hat vollziehen können) beide Wege ansatzweise in eine Objektbeziehung führen. Einmal wird der Körper zum Objekt, im anderen Fall wird in der melancholischen Arbeit das Objekt quälend greifbar, und sei es identifikatorisch am eigenen Leib. Was die Heilung betrifft, bleibt Press sehr zurückhaltend. Denn ein solcher Patient fürchte über alles jede als intrusiv erlebte Einflussnahme, sei es auch eine potenziell heilsame. Im Übrigen könne auf diesem Feld nur einer arbeiten, der sich selbst dieser Angst gestellt habe. So könne der Analytiker lediglich helfen, die relevanten Probleme ans Licht zu bringen und dem Patienten zu ermöglichen, seine Wahl in größtmöglicher Freiheit zu treffen.

Den Aspekt des Scheiterns am Heilungswillen greift *Patrick Schwengeler*: »*There is no success like failure and failure is no success at all ...*« in seinem nachdenklichen Koreferat auf und reflektiert mit Blick auf einen eigenen Fall diese dem analytischen Arbeiten manchmal auferlegte Versagung.

Zurück zur Intimität, allerdings der zwischen Mensch und Tier, hier in *Nina de Spenglers* Arbeit über *Das Schweigen der Tiere. Die Psychoanalyse auf dem Prüfstand der Animalität*. Der Titel ist dem tausendseitigen Werk *Die Philosophie auf dem Prüfstand der Animalität* der Philosophin Elisabeth de Fontenay entlehnt. Im Gegensatz zur Psychoanalyse haben die Philosophen seit jeher viel gesagt zum Thema Mensch und Tier, dabei in der Regel zur Frage, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Nina de Spengler kehrt die Frage um und fragt: Was verbindet Mensch und Tier? Der neugierige Blick auf Tiere, den jeder kennt, der mit einem Hund an einem kleinen Kind vorbeigeht, zeuge davon, dass das Tier vom Kind unmittelbar als seinesgleichen empfunden wird. Ein Infans sind beide, nämlich der Bedeutungs-Zuschreibung ausgesetzt, während der Erwachsene dem Kind ein Rätsel, ein Wesen aus einer anderen Spezies ist. Das mache das Tier so geeignet, um als Übergangsobjekt oder als phobisches Objekt zu fungieren. Lacan sieht die Haustiere ebenso wie das Kind im Haus der Sprache angesiedelt, der Gewalt der Interpretation unterworfen, in Signifikantenketten eingebunden. Dennoch verweist das Tier im Vers, in Wort und Bild, in Plüsch und in Metaphern auch immer auf das Tier, das wirkliche. Denn so sehr das Tier auch im Übergangsobjekt oder in der Sprache eingeeht werde, suche das Kind, wie auch Borges, wie jeder, das Tier, das wirkliche, das, um mit Green zu sprechen, im »Diesseits der Sprache« logiert – kurzum: »den Tiger, der die Herden dezimiert« (Borges), das wirkliche Tier, das einen fressen kann. Es war 1991 in Buenos Aires, als André Green mit seinen Überlegungen zum Gedicht »Der andere Tiger« Jorge Luis Borges gewürdigt hat. Und doch ist dieses Tier, das wirkliche, nur mit Worten einzukreisen, in der Deutung, im

Gedicht, in der Theorie – selbst noch der Dompteur arbeitet mit Zeichen. Die Autorin schildert anhand von Werner Herzogs Film über jenen Mann, der dem tatsächlichen Bär begegnen wollte und zerrissen wurde, was passiert, wenn diese Unzugänglichkeit verleugnet wird und naiv die Begegnung mit dem wilden Tier, dem wirklichen, provoziert wird. Die Autorin zeigt dann, wie das Tier auf der Couch erscheint, in Phantasien und Träumen als Übertragungsobjekt und wie die bedrohlichen Leidenschaften über den Umweg eines Sprechens von den Tieren zugänglich werden, während sie in der direkten Übertragung angstbesetzt ausgespart sind.

Siegfried Zepf: Psychoanalyse heute – Eine Pseudowissenschaft? Eine Kritik der Beliebigkeit in der Psychoanalyse. Der Autor fragt nach den Gründen für die indifferente Haltung der Psychoanalytiker gegenüber den sich wechselseitig ausschließenden theoretischen Begrifflichkeiten und den damit verbundenen technischen Behandlungsregeln. Nach seiner Ansicht ist diese Gleichgültigkeit eine Konsequenz der Entwicklung der Psychoanalytiker zu Kleinunternehmern, für die der Tauschwert ihrer Dienstleistung von größerem Interesse geworden sei als ihr Gebrauchswert, der im Wesentlichen nur mehr als Mittel zur Realisierung des ersteren interessiere. Infolge der gleichwertigen Behandlung der sich widersprechenden Begrifflichkeiten werde die Psychoanalyse so zu einer Wissenschaft ohne Wahrheitsanspruch, damit also zu einer Pseudowissenschaft. Da rette den wissenschaftlichen Anspruch auch nicht der Versuch, Konzepte der Psychoanalyse auf Erkenntnisse zu bauen, die außerhalb ihres konzeptionellen Bereichs, z.B. in der Neuroscience, gewonnen wurden. Sogar Bion besteht nicht vor seinem kritischen Blick, kenne doch auch seine theoretische Konzeption, die die Lüge in eins setze mit dem Denken von Gedanken, keine Wahrheit mehr.

Hält man die beiden Arbeiten von *Zepf* und *Press* gegeneinander, so stellt sich die Frage, ob diese beiden extremen Positionen – der Analytiker als abgesicherter Kleinunternehmer und der Analytiker, der im unternehmerischen Abseits und am Abgrund der eigenen Angst angesiedelt ist – nicht zwei Seiten einer Medaille oder die zwei Seiten unseres unmöglichen Berufs sind.

Das Buch *Die Psychoanalyse des Mädchens* von Ingeborg Seiffge-Krenke macht zurzeit Furore. Brigitte Boothe, eine unserer drei Rezensenten in diesem Heft, bespricht dieses Buch sehr anerkennend. Mit Blick auf die nomadisierende, queerende Theorie einer Adrienne Harris muss man sich allerdings fragen, ob die Autorin des Buches mit ihrer betörend vereinheitlichenden Entwicklungslinie nicht riskiert, die Entwicklung des Mädchens allzu normierend zu erfassen.

Freiburg, im Oktober 2017

Erika Kittler